

Neroberg

Herr Minder tappt in einen Fall

Ein Laupener Krimi



Montag, 23. Januar

Ausgerechnet der Buntspecht lag tot im Schnee. Marlies Mäusli hob den Vogel an den Schwanzfedern hoch und trug ihn seufzend hinter das Haus zum Komposthaufen. Aus der Waschküche holte sie die schwere Schneeschaufel, die ihr verstorbener Vater vor Jahren selber fabriziert hatte, und häufte damit eine dicke Schneeschicht auf das tote Tier. Wenn Hektor, der Kater der Nachbarn, ihr jetzt in die Finger geriete ...

Doch für eine Suche nach diesem Teufel fehlte ihr im Moment die Zeit. Flüche gegen die Katze murmelnd stieg sie in ihren rostigen Corsa, der neben dem Haus stand. Röchelnd holperte das alte Auto über den gefrorenen Schnee auf die Gartenstrasse. Bis zu Elmar Wegeners Villa am Rudolf von Erlach-Weg brauchte man keine zwei Minuten.

Wegeners silbergrauer BMW stand vor der Doppelgarage. Nicht weit entfernt davon stieg der Gärtner auf eine Bockleiter, unter der abgeschnittene Äste lagen. Marlies nickte ihm einen Gruss zu. Er erwiderte ihn mit einem beiläufigen Winken.

Marlies klingelte und wartete. Niemand öffnete. Sie warf einen Blick auf den BMW. Wegener musste zuhause sein. Sie klingelte noch einmal. Normalerweise dauerte es nicht lange, bis Wegener, ein kultivierter, rundlicher Herr mit Glatze, gut gelaunt an der Türe erschien.

«Guten Tag, Herr Professor», pflegte sie jeweils zu sagen, worauf er mit einer kleinen Verbeugung erwiderte: «Schöne Frau, bitte treten Sie doch ein.»

Dabei war Elmar Wegener gar kein Professor, sondern ein pensionierter Gymerlehrer, und Marlies Mäusli keine schöne Frau, sondern seine Putzfrau. Mit ihm und zwei weiteren Kunden – alles respektable, alleinstehende Herren, einer ein Finanzberater, der andere ein Direktor – besserte sie ihre magere Rente auf, um einigermaßen anständig über die Runden zu kommen. Ihr Zusatzverdienst als Zeitungsaussträgerin finanzierte den Corsa und das Vogelfutter, was beides ganz schön ins gute Tuch ging.

Genau genommen war Marlies nicht Elmar Wegeners Putzfrau, sondern die Putzfrau seiner Tochter Louise und deren Familie. Louise Wegener hatte vor ein paar Jahren das Haus übernommen, als ihr Vater nach dem Tod der Mutter zu seinem Bruder Theo nach Wiesbaden gezogen war. Seit letztem Sommer weilte Louise aber mit ihrem Mann und den beiden Kindern für ein Jahr in Kanada. Damit das Haus nicht leer stand, und weil sein Bruder inzwischen gestorben war, hatte ihr Vater sich bereit erklärt, für diese Zeit die Villa in Laupen zu hüten.

Marlies klingelte ein drittes Mal. Das Fenster des Arbeitszimmers im Obergeschoss wurde aufgerissen und Wegener brüllte ärgerlich hinunter: «Mein Gott, Marlies! Was soll das?!»

Marlies trat verblüfft zurück, um zum Fenster hochzuschauen.

«Was ist denn noch?», rief Wegener ungehalten. «Himmelherrgott, kommen Sie schon rein!» Bevor sie etwas sagen konnte, schloss er das Fenster.

Marlies zuckte zusammen. So war sie noch nie von ihm empfangen worden! Im Glauben, etwas falsch gemacht zu haben, senkte sie verlegen den Blick und öffnete die Türe, die wie immer unverschlossen war.

Wegener war der einzige Kunde, der seine Wohnung nach ihrer Ankunft nicht fluchtartig verliess. Im Gegenteil: gerne rief er gutgelaunt aus seinem Arbeitszimmer im oberen Stock herunter, sie solle in der Küche bei der Kaffeemaschine zwei Tassen Kaffee «in Auftrag geben». Und bevor sie den Staubsauger auch nur eingesteckt hatte, tranken sie schon zusammen einen Macchiato und plauderten. Dr. Wegener hatte massenhaft Geschichten auf Lager. Doch heute gab es weder Kaffee noch ein Schwätzchen. Sie sah Wegener kaum. Und wenn, dann sauste er vorüber wie von einem Schwarm Hornissen verfolgt. Einmal wäre er beinahe über das Staubsaugerkabel gestolpert.

Marlies wurde das Gefühl nicht los, dass Wegener sie heute lieber nicht im Haus hätte. Daher beeilte sie sich, holte am Schluss die schmutzige Wäsche aus dem oberen Badezimmer, rief einen Abschiedsgruss, der unerwidert im Haus verhallte, und ging.

Kurz nach drei leerte Marlies Wegeners Wäsche in der Waschküche aus. Wie üblich würde sie dieses Häufchen am Dienstag waschen. Im Moment war die Wäscheleine noch von ihrer eigenen Wäsche besetzt. Für das Waschen bekam sie von Wegener pro Monat einen Hunderter extra – für jedes Hemd, das gebügelt werden musste, noch fünf Franken obendrauf. Wegener war keiner, der eine Putzfrau ausnutzte oder von oben herab behandelte. Er sagte nicht einmal «Putzfrau», sondern «Reinigungsfachfrau». Einmal hatte er ihr sogar erklärt, dass es für ihn keine «höheren» und «niederen» Tätigkeiten gäbe, nur gut oder schlecht ausgeführte. Das hatte Marlies gefallen.

Deshalb beschäftigte sein heutiges Benehmen sie umso mehr; auch, weil sie als alleinstehende, zurückgezogen lebende Frau ausser den beruflichen nur wenige Kontakte hatte. Ihre beiden Kinder waren schon lange erwachsen und Marlies' Ehe gottlob geschieden. Vor fast zehn Jahren war sie als 56-Jährige in ihr Elternhaus an der Gartenstrasse zurückgekehrt, wo eine befriedigendere Aufgabe auf sie wartete, als für einen undankbaren

Grobian Bier ins Haus zu schleppen. Fast drei Jahre lang hatte sie danach ihre krebserkrankte Mutter gepflegt. Da Marlies Mäusli eine Frau war, die keine Beschäftigung, sondern eine Aufgabe brauchte, wandte sie sich nach dem Tod ihrer Mutter anderen hilfsbedürftigen Geschöpfen zu – den einheimischen Singvögeln. Diese litten, das hatte sie im Fernsehen einen Vogelexperten sagen hören, in der landwirtschaftlich übernutzten und zubetonierten Landschaft besonders im Winter unter Nahrungsmangel. Marlies hatte daraufhin begonnen, rund ums Haus zahlreiche Futterstellen einzurichten und Nistkästen aufzuhängen.

Wegen der Vögel hegte Marlies Mäusli eine Abneigung gegen Katzen. Diese waren im Quartier die Hauptfeinde der Vögel. Und Katzen hielten sich nicht an Grundstücksgrenzen, sondern taten so, als wären sie überall zuhause – auch in Marlies' Garten. Vor knapp einem Jahr hatte Marlies beschlossen, mehr zu unternehmen, als ihnen mit dem Gartenschlauch aufzulauern.

Als erste Massnahme hatte sie letzten Sommer in der Loupe-Zytig einen Artikel veröffentlicht, der auf die schädliche Wirkung der Katzen auf die Vogelwelt aufmerksam machte. Marlies wusste genau, was in diesem Artikel stehen musste, nämlich, dass verantwortungsvolle Katzenhalter ihre Tiere kastrierten, sie mit Warnhalsbändern ausstatteten und in der Zeit, wenn die Jungvögel ihre ersten Flugversuche unternahmen, nicht ins Freie liessen. Aber es mangelte Marlies an der nötigen schriftlichen Ausdrucksfähigkeit. Daher hatte Wegener ihr beim Verfassen des Artikels geholfen. Am Schreibstil konnte es also nicht gelegen haben, dass sie nach Erscheinen des Artikels von einigen Leuten angefeindet worden war. Eines Morgens war ihr Briefkasten gar mit Kot vollgeschmiert gewesen. Marlies hatte in ihrem Zorn darüber einen selbstverfassten, offenen Brief im Laupen Anzeiger veröffentlicht, in dem sie wenig diplomatisch zum Rundumschlag gegen alle Katzenhalter ausholte. Wegener hatte diesmal abgelehnt, ihr zu helfen. Denn er war der Meinung gewesen, die Aktion schade mehr, als sie nütze. Im Nachhinein musste Marlies zugeben, dass er recht gehabt hatte.

Ihr war klar, was manche hinter ihrem Rücken seither über sie sagten; wobei «die Mäusli hat einen Vogel» und «Marlies ist kein Mäusli, sondern eine Giftschlange» noch zu den netteren Versionen gehörten. Einer hatte in einem anonymen Brief gereimt:

«Marlies, du hässliche, alte Ratte, schade, dass ich kein Gift mehr hatte.»

Dieser Brief hatte Marlies so sehr erschreckt, dass sie ihn Wegener zeigte. Der hatte jedoch gemeint, das sei nur dummes Zeug, irgendein Idiot, der sich daran ergötze, anderen anonym Angst einzujagen. Am besten den

Mist einfach vergessen und abwarten, bis über den unglücklichen, offenen Brief Gras gewachsen sei. Das war vor vier Monaten gewesen. Seither war nichts Nennenswertes mehr passiert; ausser, dass Hektor, der Kater von gegenüber, weiterhin ihren Vögeln auflauerte ...

Marlies setzte sich mit einer Tasse Kräutertee in ihre Wohnstube. Obwohl es früh dunkel wurde, machte sie kein Licht. Durch die transparenten Gardinen hindurch beobachtete sie im Schein der Strassenbeleuchtung das Haus auf der gegenüberliegenden Strassenseite. Dort wohnte Hektor. Kurz nach halb sechs bog von der Schützenstrasse her ein schwarzer Golf GTI in die Gartenstrasse ein. Dumpf dröhnend kam er auf dem Parkplatz vor dem Haus gegenüber zum Stehen. Ein letztes brünstiges Fauchen, dann erstarb der Motor, das rhythmische Bum-bum-bum der Musikanlage verstummte und die Fahrertür ging auf. Marlies beugte sich in ihrem Sessel ein wenig vor, um bessere Sicht auf Monika Höpfner zu haben. Sie war Hektors Besitzerin. Marlies missfiel alles an ihr – ihre Aufmachung, die genau wie das Auto auf eine aggressive Weise Aufmerksamkeit heischte, ihr protziger Wintergarten und der geschmacklos im Karibikstil gehaltene Pavillon inklusive Pizzaofen und einem Ungetüm, das Marlies an eine Dampflok erinnerte, sich jedoch als Grill entpuppt hatte. Scheusslich war auch Höpfners Garten, in dem es keine Blumen, keine Sträucher, keine Bäume gab. Bloss eintöniger Rasen, Steine und Kübelpalmen, die im Frühling geliefert und im Herbst wieder abgeholt wurden. Kein Wunder, trieb der Kater sich lieber in anderen Gärten herum.

Heute trug Marlies' Nachbarin enganliegende, knallrote Lederhosen und eine ebenfalls figurbetonte, schwarze Lederjacke mit Fransen an der Ärmelunterseite. Schwarz waren auch die hochhackigen Stiefeletten, die Lederhandschuhe und die asymmetrische, stets perfekte Kurzhaarfrisur, in der bei jedem Wetter eine Sonnenbrille steckte.

Marlies blickte hinunter auf ihr graues Secondhand-Sweatshirt und auf ihre dicken Oberschenkel, die in gräulich-violett verwaschenen Jogginghosen steckten. Marlies war schon immer von kräftiger Statur gewesen. Lange hatte sie darunter gelitten. Jetzt war es ihr egal. In ihrem Alter brauchte man wahrhaftig niemandem mehr etwas zu beweisen oder vorzumachen, am allerwenigsten sich selber. Es war wie es war. Das meiste liess sich jetzt auch nicht mehr ändern. Sie dachte an ihren Sohn Ralf. Er war ganz auf ihren Ex-Mann herausgekommen, einen grossmäuligen Versager. Statt zu arbeiten, scheiterte er lieber eins um andere Mal als Unternehmer. Ralf nahm nur Kontakt mit Marlies auf, wenn er etwas von ihr wollte. Meistens war es Geld. Eigentlich immer. Dabei wusste er haargenau, dass Mar-

lies nichts zu verschenken hatte. Wie ein Aasgeier kreiste er über ihrem Häuschen, das mit dem Grundstück wohl einen stattlichen Wert hatte und zudem fast abbezahlt war – ein Verdienst ihrer Eltern. Doch an das Haus liess Marlies ihn nicht heran. Auf Unterhaltszahlungen hatte sie bei der Scheidung verzichtet, nachdem ihr Ex im Suff gesagt hatte: «Bevor ich mich scheiden lasse, schlage ich dich tot. Das kommt auf die Dauer billiger.» Das Haus ihrer Eltern war alles, was Marlies hatte. Dem Drängen ihres Sohnes, Geld auf das Haus aufzunehmen und ihm für Projekte wie die Eröffnung eines Hunde-Fitnesscenters oder einer Oben-ohne-Bar eine grössere Summe als Erbvorbezug zukommen zu lassen, würde sie niemals nachgeben. Das Bürschchen konnte schön warten, bis sie unter der Erde war ...

Marlies nahm den letzten Schluck Tee und betrachtete weiter das Schauspiel auf der anderen Strassenseite. Die Höpfner beugte sich gerade ins Auto hinein, um eine Tasche mit Einkäufen herauszuholen, als Hektor mit kerzengerade aufgerichtetem Schwanz um die Hausecke bog und geschmeidig auf sie zutrabte. Monika Höpfner hob den schweren Kater hoch, um zur Begrüssung demonstrativ begeistert mit ihm zu schmusen. Dabei drehte sie sich so, dass Marlies von ihrem Fenster aus beste Sicht auf sie und die Katze hatte. Das tat sie immer. Marlies war sicher, dass es Absicht war. Sie dachte mit aufsteigendem Zorn an die Unterhaltung, die sie mit dieser Person letzten Sommer geführt hatte. Monika Höpfner und ihr Mann, ein fader Mensch, waren gerade neu in das Haus der alten Frau Schneuwly gezogen, die vor gut einem Jahr gestorben war. Die Höpfners hatten keine Kinder, dafür brachten sie Hektor mit. Hektor war ein ungewöhnlich grosser Kater. Und nichts schien er lieber zu tun, als Vögeln nachzustellen. Da Marlies' Garten ihrer vielen, reichlich gefüllten Futterstellen wegen ein Vogelparadies war, wurde ihr Grundstück nach ein, zwei Tagen zu Hektors Jagdrevier. Marlies hatte es damals zuerst im Guten versucht. Im nachbarschaftlichen Geplauder über die Strasse hinweg liess sie Monika Höpfner gegenüber höflich, aber unmissverständlich durchblicken, dass sie die häufige Anwesenheit des Katers in ihrem Garten ganz und gar nicht schätzte. Doch diese nahm sie nicht ernst. Sie meinte nur lachend, Katzen seien halt selbstständige Tiere – was in besonderem Mass für ihren Hektor gelte. Ausserdem dürften Katzen von Gesetzes wegen umherstreunen. Das gehöre zur artgerechten Haltung. Marlies solle nicht so pingelig sein. Man wünsche sich schliesslich eine gute Nachbarschaft.

«Schöne Nachbarschaft!», hatte Marlies damals gedacht. «Ihr macht, was ihr wollt und meine Vögel müssen es ausbaden.» Genau solche Leute hat-

te Marlies auf der Latte. Monika Höpfners fehlender Wille, den Kater von ihrem Garten fernzuhalten, fasste Marlies als Kampfansage auf. Sie widmete sich danach tagelang der Aufgabe, Hektor zu vertreiben, sobald er auch nur eine Pfote auf ihren Grund und Boden setzte. Es begann ein Zermürbungskrieg, in dem Marlies die schlechteren Karten hatte. Langsam aber sicher eroberte Hektor ihren Garten und machte Beute. Als Marlies ihn wieder einmal in flagranti mit einem getöteten Vogel erwischte, brannte in ihr eine Sicherung durch. Sie lockte Hektor in ihren alten Kohlekeller und sperrte ihn dort zusammen mit einer Schale Wasser und einer Handvoll Futter ein. Als am gleichen Abend Monika Höpfner mit ihrem Golf GTI heimkam und sich suchend umblickte, grinste Marlies hinter ihren Gardinen schadenfreudig. Am zweiten Abend kam sie sich schon ein bisschen schäbig vor. Am dritten Abend ging Monika Höpfner von Haus zu Haus, um Hektor zu suchen. Als sie vor Marlies' Haustür stand, hatte diese längst beschlossen, den Kater noch an diesem Abend freizulassen. Doch dazu kam es nicht mehr. Denn dummerweise befand sich das Fensterchen zum Kohlekeller in der Nähe der Haustüre. Und fatalerweise hatte Marlies es einen Spalt breit gekippt, damit der Kater auch ja genug Luft bekam. Das war ein Fehler gewesen, weil Monika Höpfner nun durch das gekippte Fensterchen Hektor miauen hörte. Marlies konnte danach noch so inständig beteuern, die Katze müsse aus Versehen in den Kohlekeller gelangt sein, die Höpfner glaubte ihr nicht. Und als eines Morgens Marlies' Vogelhäuschen alle kaputt auf dem Boden lagen, wusste sie genau, wem sie das zu verdanken hatte. Dabei hätte es diesen Racheakt gar nicht gebraucht. Marlies war schon mit dem Katzendreckgestank gestraft gewesen, der wochenlang nicht aus dem Keller zu bekommen war.

Abends ass Marlies nur wenig. Heute waren es eine Scheibe Vollkornbrot mit etwas Hüttenkäse. Um kurz vor neun ging sie noch einmal ans Wohnstubenfenster und blickte das nächtliche Strässchen hinauf und hinunter. Doch vom silbernen BMW, der ihr letzthin aufgefallen war, weil er herangeschlichen war und zwei Abende hintereinander genau vor ihrem Haus eine Weile angehalten hatte, war nichts zu sehen. Sie stieg in den oberen Stock, wo das Schlafzimmer, ihr ehemaliges Kinderzimmer, lag, las noch ein paar Seiten in einer Illustrierten und schlief bald ein. Morgen musste sie früh aufstehen. Bis spätestens halb sieben mussten alle Zeitungen verteilt sein. Kurz vor Mitternacht erwachte Marlies mit einem ungunen Gefühl, das sie in erster Linie ihrer vollen Blase zuschrieb. Sie stieg die Treppe ins Erdgeschoss hinunter, wo sich das Badezimmer befand. Am Fenster auf halber Höhe zwischen den Geschossen blieb sie stehen. Aus dem Fenster

der Waschküche fiel Licht auf den Schnee! Hatte sie tatsächlich vergessen, die Birne in der Waschküche auszuschalten? Möglich. Trotzdem holte sie zur Sicherheit in der Küche noch ein Fleischmesser, bevor sie auf nackten Sohlen die kalte Betontreppe in den Keller hinunter tappte.

Vor der Waschküche blieb sie stehen und beobachtete, wie der Lichtstreifen unter der Tür ab und zu schwächer wurde, gerade als bewegte sich jemand dahinter. Ihre Finger umklammerten den Messergriff fester, als sie die Türe aufstieß und sofort verdutzt stehenblieb. «Ja, was machst du denn hier?», fragte sie und liess das Messer sinken.



Dienstag, 24. Januar

«Telefon», murmelte Helga Rufener im Halbschlaf und gab ihrem Gatten Manfred einen Schubs, worauf dieser brummend aus dem Bett krabbelte und zum Apparat im Wohnzimmer ging. Gleich darauf weckte er Helga. «Thies. Ob du einspringen kannst. Marlies ist ausgefallen. Es pressiert.» Thies war Helgas Chef – jedenfalls dann, wenn sie als Ferien- oder Krankheitsvertretung für den Zeitungszustelldienst in Laupen herumkurvte. Sonst war Helga ihr eigener Chef – und natürlich Manfreds, seit dieser vor zwei Jahren pensioniert worden war.

Helga war eine Frau der Tat. Als sie die Zustelltour gegen acht beendet hatte und es ihr nicht gelungen war, Marlies telefonisch zu erreichen, beschloss sie, vor Ort nachzuschauen, was los war. Sie parkierte ihr Auto am Strassenrand neben Marlies' Gartenzaun und konnte auf den ersten Blick nichts Aussergewöhnliches feststellen; höchstens, dass die Vogelschar fehlte, die gewöhnlich Marlies' Garten belagerte. Die Futterstellen waren alle leer. Das kam ihr seltsam vor.

<Marlies muss es ja schlimm erwischt haben>, dachte sie und klingelte. Nach einer Weile drückte sie die Klinke hinunter. Abgeschlossen. Sie ging über einen festgetrampelten Schneepfad zur Rückseite des Hauses, die von der Strasse her nicht einsehbar war und wo ein Gemüsegarten auf den Frühling wartete. Helga steuerte auf den Eingang der Waschküche zu, die – wie sie wusste – nur über ein primitives Schloss verfügte, das bestimmt irgendwie aufzubekommen war. Doch soweit musste sie gar nicht gehen – die Scheibe war kaputt und die Türe stand eine Hand breit offen!

Mit gemischten Gefühlen stieg Helga die zwei Stufen hinunter und trat ein. Doch sie kam nicht weit – im Halbdunkel, bäuchlings vor ihr auf dem Betonboden der Waschküche lag Marlies, den Kopf zur Seite gedreht, den Mund halb offen.

«Marlies!», entfuhr es Helga. Marlies rührte sich nicht. Unter ihrer leblosen rechten Hand lag ein Messer.

«Marlies?» Helga beugte sich über die Liegende und entdeckte das Blut, das aus einer Wunde an Helgas Kopf gesickert und als Rinnsal zum Schacht vor der Waschmaschine gelaufen war. Am rostigen Blatt einer Schneeschaukel, die neben Marlies am Boden lag, klebten Blut und Haare. Helga berührte sachte Marlies' Schulter. Aus dem halboffenen Mund rieselten Vogelkörner ...

Herr Minder dachte noch heute mit einem unguuten Gefühl an die dreimonatige Reise in die USA zurück. Erna, seine inzwischen verstorbene Frau, hatte damals alles organisiert. Seine Pensionierungszeit sollte mit diesem Paukenschlag beginnen. Das war jetzt etliche Jahre her und von der dreimonatigen Tour war ihm nur in Erinnerung geblieben, wie unglaublich strapaziös all das Sightseeing, wie ungemütlich die Übernachtungen in fremden Betten und wie lang die vielen Stunden in überfüllten Flughäfen gewesen waren – und natürlich Ernas unerwarteter Tod kurz nach ihrer Rückkehr, der wie ein Schatten über der Reise lag. Er war kein Reisender; war in den fünfundsiebzig Jahren seines Lebens nie einer gewesen. Ihm war es zu Hause in Laupen am wohlsten. Seine tägliche Routine genügte ihm vollauf. Für eine Prise Abwechslung sorgten Krimis aus der Bibliothek und der Fernseher, der ihm die ganze Welt handlich portioniert in seine gemütliche Stube brachte.

Und dennoch befand er sich jetzt gerade, morgens kurz vor neun, in einem Intercity nach Basel und bereute einmal mehr seine Unfähigkeit nein zu sagen. Ein Vibrieren in der Herzgegend riss ihn aus seinen Gedanken. Er nahm das Handy – ein Weihnachtsgeschenk seiner Tochter Lis und ein weiterer Beweis für seine Unfähigkeit nein zu sagen – aus der Brusttasche seines Mantels und las Karis Namen auf der Anzeige. Kari Burger war sechsundachtzig und wie Minder seit etlichen Jahren Witwer. Kari und Minder verband eine Beziehung, die sie regelmässig alle zwei Wochen an einem Wirtshaustisch zusammenbrachte. Da Kari momentan seinen Hund hütete, keimte in Minder nun die Hoffnung, die Reise in Basel abbrechen zu können, weil seine Anwesenheit in Laupen gefordert war. Deshalb nahm er den Anruf an, obwohl es ihm peinlich war, in aller Öffentlichkeit zu telefonieren.

«Was gibt's? Ich bin im Zug», sagte er so leise wie möglich und mit einem Unterton, von dem er hoffte, dass Kari die darin enthaltene Aufforderung erkannte, sich kurz zu fassen.

«Ernst?! Ich verstehe dich ganz schlecht!», dröhnte es aus dem Telefon. Herr Minder zwängte sich mit eingezogenem Bauch entschuldigend lächelnd an seinem Sitznachbarn vorbei und ging in den Vorraum, wo er zwar niemanden störte, der Lärm dafür umso beträchtlicher war.

«Kari, bist du noch da? Ist etwas mit Prinz?»

«Hallo, Ernst. Mit Prinz? Nein. Es geht um Helga.»

«Um Helga?», fragte Herr Minder überrascht. Helga war Karis jüngste Tochter.

«Ja. Also, nein. Eigentlich um Marlies. Marlies Mäusli. Du kennst sie sicher. Die verschrobene Schachtel mit dem Vogeltick», näherte Kari sich wie üblich auf Umwegen dem Kern der Sache.

Minder, der lieber wieder an seinen Platz gegangen wäre, statt stehend im schlingernden Zug um das Gleichgewicht zu kämpfen und sich über etwas zu unterhalten, das zweifellos warten konnte, bis er wieder zuhause war, forderte nun: «Kari, was ist los? Wieso rufst du an?»

«Wegen dem Mord», sagte Kari.

«Dem Mord?»

«Ernst, jetzt lass mich doch endlich ausreden», forderte Kari und machte eine kurze Pause. «Item. Du weisst ja, dass Helga Vertretungen als Zeitungsausträgerin macht. Wenn jemand in den Ferien oder krank ist oder ins Spital muss oder –»

«Ja, ja, ich weiss», unterbrach Minder ihn.

«Eben. Item. Heute Morgen, etwas nach fünf läutete auf einmal Helgas Telefon. Sie dachte sich, es muss etwas Schlimmes passiert sein. Aber es war nur dieser Thies. Item. Marlies ist nicht zum Dienst erschienen.»

Minder, dem in seiner unbequemen Position alles zu lange dauerte, rief genervt in das Handy: «Kari, ich kann dich nur schlecht verstehen. Bitte mach's kurz.»

«Klar», brüllte Kari zurück. Darauf folgte eine ausführliche Schilderung davon, wie Helga die tote Marlies gefunden hatte. Unterbrochen vom gelegentlichen Klicken des Feuerzeugs, mit dem Kari eine Pfeife anzündete, erfuhr Herr Minder von der Mordtat in Laupen, vom Kopf der Leiche, der von Marlies' eigener Schneeschaufel eingeschlagen worden sei, vom Fleischmesser in Marlies' Hand und den Vogelkörnern in ihrem Mund.

«Was?! Vogelkörner? Du meinst Vogelfutter?», unterbrach Herr Minder Karis Bericht, weil er annahm, etwas falsch verstanden zu haben.

«Vogelkörner, Vogelfutter. Ist das Gleiche, oder etwa nicht?»

«Schon. Aber wieso macht jemand so etwas?»

«Das ist doch klar», brüllte Kari ins Telefon. «Es ist eine Strafe. Und zwar dafür, dass sie all die Katzen um die Ecke gebracht hat. Einer hat sich jetzt gerächt.»

«Weiss man denn schon, wer es war?»

«Ach», wehrte Kari ab, «du kennst doch die umständliche Art der Polizei. Der fehlt es an gesundem Menschenverstand. Wollen immer alles beweisen.» Er schnaubte geringschätzig. «Dabei ist dieser Fall sonnenklar. Das Motiv liegt auf der Hand. Da braucht es keine <Ermittlungen>.»

«Kari, das ist doch Kabis. Die Polizei muss ermitteln.»

Kari tat, als hätte Minder nichts gesagt, sondern erklärte, auch er wäre zu Drastischem bereit, wenn einer seinem «Tiger» ein Härchen krümmte. Das konnte Herr Minder sich gut vorstellen. Tiger war eine rotgetigerte Katze und seit fast zwei Jahren bei Kari; ein kleiner, schlanker Kater, den

Kari fast noch mehr verwöhnte als seine Urgrosskinder. Karis ganze Aufmerksamkeit und Zuneigung, die er vorher auf seine fünf stattlichen Schafe verteilt hatte, konzentrierten sich nun auf dieses Kätzchen. Die Schafe hatte Kari aus gesundheitlichen Gründen seinem Schwiegersohn Manfred, Helgas Mann, abgetreten. Obwohl Helga ihm dringend geraten hatte, den Kater kastrieren zu lassen, hatte Kari dies nicht übers Herz gebracht. Helga hatte Kari deswegen sogar einen Flyer vom Tierschutz mitgebracht, der über das oft traurige Schicksal von ungeplantem Katzennachwuchs informierte. Doch Tigers Männlichkeit war Kari heilig.

«Vielleicht wärst du zu vielem bereit, aber doch nicht zu einem Mord», meinte Herr Minder.

Kari liess sich Zeit mit seiner Antwort. Schliesslich sagte er düster: «Wer weiss.»

«Das wäre Selbstjustiz», tadelte Herr Minder.

«Und wenn schon», ereiferte Kari sich. «Was bleibt einem anderes übrig? Einer, der hinterhältig Tiere tötet, kommt wahrscheinlich mit einer Busse davon. Ist das gerecht? Pfui Teufel!»

Herr Minder wechselte auf ein anderes Gleis und fragte, woher er denn wisse, dass Marlies die Katzen auf dem Gewissen habe. Ob überhaupt erwiesen sei, dass sie nicht dem Strassenverkehr zum Opfer gefallen seien, und ob es auch nur einen einzigen Beweis dafür gebe, dass Marlies Mäusli hinter dem Verschwinden der Katzen stecke.

«Beweis, Beweis. Schon wieder so eine Spitzfindigkeit! Sowas wird natürlich in aller Heimlichkeit gemacht. Dass abnormal viele Katzen verschwunden sind, ist auf jeden Fall wahr. Alle haben das gesagt», erwiderte Kari. «Natürlich kann ich es Marlies nicht beweisen, aber es ist ihr zuzutrauen. Das sagen auch alle. Item. Das mit Höpfners Kater ist jedenfalls bewiesen. Marlies Mäusli hat das arme Tier in ihrem Keller eingesperrt. Sie hat den Bogen überspannt. Dass es so enden würde, hat zwar niemand erwartet. Aber so ganz überraschend ist es auch wieder nicht. Alle haben ja über sie geredet und gelacht.»

Herr Minder hätte Kari in diesem Moment gerne einen Spruch von Erna unter die Nase gerieben: «Die unappetitlichsten Gerichte kommen aus der Gerüchteküche.»

In diesem Moment teilte eine mechanische Stimme den Reisenden mit, dass der Zug in Kürze im Bahnhof Basel SBB eintreffe. Herr Minder verabschiedete sich hastig von Kari und eilte durch den über unzählige Weichen ächzenden und schwankenden Zug ums Gleichgewicht ringend zurück an seinen Platz. Er musste sich an Passagieren vorbeizwängen, die ihm mit Koffern und Taschen entgegkamen und dem nächsten Ausgang zuströmten.

Glücklicherweise war sein Sitznachbar schon weg und er konnte seine Tasche ohne Komplikationen aus der Gepäckablage herunterhieven.

In Basel hatte er sieben Minuten zum Umsteigen. Pünktlich um 9.06 Uhr fuhr der ICE nach Frankfurt ab. Herr Minder sass auf dem reservierten Platz und entspannte sich ein wenig. Für die dreistündige Fahrt schien es ihm angebracht den Mantel auszuziehen. Doch zuvor schaltete er das Handy ab. Kari hatte ihm schon vor Tagen wegen angeblich astronomischer Roaming-Gebühren Angst eingejagt. Was es genau damit auf sich hatte und ob es wirklich so schlimm war, wie Kari vom Hörensagen wusste, hatte Minder nicht herausgefunden. Aber er ging prinzipiell lieber auf Nummer sicher.

Endlich lehnte er sich zurück und genoss den Luxus seines Fensterplatzes. Nachdem er die Landesgrenze erst einmal hinter sich hatte, nahm der Verdross über die Reise ab und die Abenteuerlust zu. Er atmete tief durch und dachte an Elmar Wegener, dem er dieses Abenteuer zu verdanken hatte. Wegener hatte ein paar Jahre in Laupen gewohnt, als Inge, seine Frau, noch lebte. Er war wie Minder Rentner, stammte ursprünglich aus Deutschland, war aber inzwischen Schweizer Bürger. Nach seiner Pensionierung als Lehrer an einem Berner Gymnasium hatte er an zwei Abenden in der Woche die Ausleihe der Schul- und Gemeindebibliothek in Laupen betreut. Dort hatten die beiden Krimifans sich kennengelernt. Nach dem tragischen Tod seiner Inge vor einigen Jahren war Wegener nach Wiesbaden zu seinem Bruder Theo und dessen Frau Gudrun gezogen. Vor fast anderthalb Jahren war der an Alzheimer erkrankte Theo gestorben. Gudrun hatte das Haus in Wiesbaden geerbt und Wegener, der vor etwas mehr als einem halben Jahr wieder in Laupen am Rudolf von Erlach-Weg Quartier bezogen hatte, ging seiner Schwägerin in Wiesbaden sporadisch «bei diesem und jenem» zur Hand, wie er sich Minder gegenüber unbestimmt ausgedrückt hatte.

Und nun hatte Wegener es tatsächlich geschafft, «unseren Stubenhocker», wie er Minder in letzter Zeit häufig und gerne nannte, nach Wiesbaden zu locken. Zu diesem Zweck hatte er ihm kurz nach Weihnachten eine Fahrkarte geschenkt und Minder damit in ein Dilemma gestürzt. Aus dem Widerwillen gegen das Reisen heraus hätte Minder dieses Geschenk am liebsten einfach «vergessen». Aber es ging ihm auch gegen den Strich, die Fahrkarte verfallen zu lassen. Da er sich jedoch nur zu gut vorstellen konnte, wie kompliziert es sein musste, ein sowohl für die SBB als auch für die Deutsche Bahn gültiges Billet ordnungsgemäss und gegen Rückerstattung des Kaufpreises zurückzugeben, hatte er keinen anderen Ausweg gesehen, als die Reise anzutreten. Wegener, der diese Zwickmühle natürlich vorausgesehen hatte, lachte sich bestimmt ins Fäustchen. Nun sass Minder in einem Erste-Klasse-Abteil auf einem Fensterplatz und brauste im ICE der Finanzmetro-

pole Frankfurt entgegen – in Fahrtrichtung. Wegener hatte wieder einmal an alles gedacht. Wegener war in seinem silbergrauen BMW bereits gestern nach Wiesbaden «gedüst», um vor Minders Ankunft noch «Verschiedenes zu erledigen» und «am Zielort über ein vernünftiges Vehikel» zu verfügen. Daher wusste er bestimmt noch nichts von den spannenden Neuigkeiten aus Laupen. Herr Minder fühlte sich mit diesem Mord im Gepäck ein wenig, als hätte er ein Geschenk für Wegener bei sich. Jetzt brauchte er sich nicht mehr über die Qualität der mitgebrachten Flasche Cabernet-Sauvignon zu sorgen. Er freute sich schon auf Wegeners Gesicht, wenn er ihm von Marlies Mäuslis gewaltsamem Tod berichtete. Denn es gab nicht viel, das Wegener mehr schätzte als das Wer-weissen über ein ungelöstes Verbrechen.

Elmar Wegener stand unter der Dusche. Das heisse Wasser lief über seine Glatze, sein Gesicht, seine behaarte Brust und verschwand unter der Wölbung seines Bauches. Während das schäumende Wasser über den edlen Schieferboden der Dusche plätscherte und im Abfluss verschwand, beschlugen die Glaswände der Kabine sich, bis sie so trüb waren wie Wegeners Gedanken.

Vom Kaffee, den er auf seiner nächtlichen Autobahnfahrt von Laupen nach Wiesbaden kübelweise in sich hineingeschüttet hatte, war Wegener flau im Magen. Deshalb hielt er – nach der Dusche noch dampfend – in Theos Frotteebademantel Ausschau nach etwas Deftigerem als Kaffee, fand im supermodernen XXL-Kühlschrank aber nichts ausser einer Flasche Schöffenhofers Weizen Naturtrüb. Er erbarmte sich des einsamen Biers und begab sich damit in den Salon der Villa an der Wiesbadener Idsteinerstrasse.

Er zog den Marcel Breuer-Freischwinger aus verchromtem Stahlrohr und hellbraunem Rindsleder, dem einzigen verbliebenen Möbelstück in diesem mehr als hundert Quadratmeter grossen Wohnraum, vor die Fensterfront und setzte sich. Dann prostete er mit dem Bier seinem Spiegelbild zu und betrachtete geistesabwesend den kunstvollen Garten mit seiner Symmetrie und der zurechtgestutzten Flora, die hauptsächlich aus einer unnatürlich makellosen Rasenfläche, perfekt kugeligen Ahornbäumchen, kegelförmigem Buchs und in eine Winterschutzfolie eingewickelten Büscheln Pampasgras bestand. Dazwischen erhoben sich hier und dort exklusiv angerostete Eisenplastiken eines hessischen Künstlers und ein modern-nüchterner, quadratischer Brunnen aus Sichtbeton, der aber jetzt, im Winter, abgestellt war. Aus dem undurchdringlich grauen Himmel lösten sich ein paar kleine Schneeflöckchen und hoben sich vor dem Dunkelgrün des Buchs' als weisse Punkte ab. Akkurat, Präzision und Ordnung hatten Theo als erfolgreichem Wirtschafts-

anwalt viel gegolten. Davon waren auch sein Privatleben – sofern es so etwas für Theo überhaupt gegeben hatte – und sein Garten nicht verschont geblieben. Als bei ihm Alzheimer diagnostiziert wurde, versuchte seine Frau Gudrun, im und um das Haus alles nach seinen Wünschen weiterzuführen, um ihrem Mann den bisherigen stabilen Rahmen zu gewährleisten. Der Arzt, ein angesehenes Spezialist auf dem Gebiet der demenziellen Erkrankungen, hatte dazu geraten.

Elmar Wegener dagegen fand diese sterile Ordnung – Ergebnis eines erbitterten Kampfes mit Pestiziden und Gartenschere – deprimierend. Trotzdem hatten Gudrun und er, der seit dem Tod seiner Frau Inge einige Zeit hier gewohnt hatte, nach Theos Ableben nichts daran geändert. Ein Grund dafür war, dass ihm damals die Neugestaltung seiner Beziehung zu Gudrun mehr am Herzen lag als jene des Gartens. Denn nach dem Tod seines Bruders wäre eigentlich die Bahn frei gewesen. Aus der jahrelangen, heimlichen Affäre hätte eine richtige Beziehung werden können. In der ersten Zeit gab es natürlich noch viel zu regeln, den Verkauf von Theos Firma zum Beispiel. Es war begreiflich, dass Gudrun gestresst war und ihre Trauer vor allem alleine oder bei Margarete, ihrer Berliner Freundin, bewältigen wollte. Er hatte volles Verständnis für sie und liess ihr in dieser Phase alle Freiheiten. Als aber allmählich eine Art Normalität eingekehrt war, drängte er beharrlich auf mehr Verbindlichkeit. Wochen später musste er jedoch einsehen, dass es nicht so einfach war. Mit der Heimlichkeit, in der sie sich jahrelang getroffen hatten, schien auch eine Grundbedingung ihrer Beziehung verloren gegangen zu sein. Jedenfalls behauptete Gudrun das. Elmar vermutete dagegen, dass sie sich auch noch nachträglich dem durch den Tod verklärten Theo gegenüber für ihre aussereheliche Beziehung schuldig fühlte. Trotzdem hatten sie sich noch eine Weile miteinander herumgequält, bis Elmar schliesslich vorschlug, eine Auszeit zu nehmen, um Abstand zu gewinnen und danach sozusagen neu anzufangen. Deshalb war er letzten Sommer nach Laupen zurückgekehrt, wo ihm das Haus seiner Tochter und ihrer Familie – ehemals sein Haus – für ein Jahr zur Verfügung stand. Gudrun und er hatten sich darauf geeinigt, höchstens brieflich miteinander in Kontakt zu treten, um die räumliche Trennung nicht auf einer anderen Ebene zu unterlaufen. Daran hatten sie sich auch gehalten; vor allem er. Sie schrieb nicht einmal Briefe. Als Antwort auf seine mehrseitigen Berichte erhielt er höchstens eine Postkarte mit ein paar netten Floskeln – bis gestern. In der Post hatte er einen dicken Umschlag gefunden und Gudruns Handschrift sofort erkannt. Mit einem Flattern im Bauch hatte er den Umschlag gleich beim Briefkasten aufgerissen und schon nach den ersten Worten gewusst, was es geschlagen hatte. Es tue ihr leid, begann der Brief, aber sie sehe keinen Sinn mehr darin, weiter

auf etwas zu warten, das nicht mehr zurückkomme – jedenfalls nicht bei ihr. Sie hatte diese Feststellung ziemlich emotionslos auf zwei Seiten ausgeführt und begründet, um ihm schliesslich mitzuteilen, dass sie zu Margarete nach Berlin gezogen sei und vorerst in deren Strickgarnladen mitarbeite, was ihr sehr viel Freude mache. Sie bereue nichts, aber es sei nun mal vorbei. Dann wurde der Ton noch sachlicher. Das meiste aus der Villa in Wiesbaden sei zwar schon verkauft, ein Schlafzimmer aber noch bewohnbar, so dass er über Nacht bleiben und sich mit der Wahl der Bilder, die er behalten wolle, etwas Zeit lassen könne. Das Haus werde allerdings auf den 1. März verkauft. Bis dahin müsse er sich entscheiden. Er hatte sie sofort angerufen, aber gar nichts erreicht. Noch unter Schock war er gestern mit seinem silbergrauen BMW in Laupen losgefahren. Er konnte sich an ganze Abschnitte der Strecke, über die er gebettet war, nicht einmal mehr erinnern!

Eine 08/15-Beziehung wolle sie nicht, hatte ihm Gudrun einmal gesagt. Daran dachte Elmar jetzt, als er sich den letzten Schluck Schöffenhofer Weizen einverleibte. Und daran, wie er versucht hatte, kein 08/15-Partner für Gudrun zu sein; zuletzt mit diesem blödsinnigen Versuch in die Welt des Laientheaters einzusteigen. Nur um Gudrun zu überraschen und ihr zu zeigen, dass auch er eine unberechenbar spontane Seite hatte! Gudrun liebte spontane Menschen und spontane Ideen. Knall auf Fall zu ihrer Freundin Margarete nach Berlin zu ziehen um dort Strickgarn zu verkaufen, war haargenau eine dieser Furzideen! Wahrscheinlich hatte sie keine zehn Sekunden darüber nachgedacht, sondern war einem Impuls aus dem Bauch heraus gefolgt. Deshalb war er auch entschlossen, den Kampf um sie noch nicht aufzugeben. Die Premiere des Theaters, bei dem er ja nur ihretwegen mitmachte, würde der Startpunkt für einen Neubeginn sein. Dieses Theater war deshalb im Moment der Dreh- und Angelpunkt seines Lebens. Ausserdem gab es unter den Theaterleuten auch recht ansehnliche Frauen, die das Potenzial hatten, Gudrun eifersüchtig zu machen. Und Eifersucht war schliesslich ein wirksames Mittel, um eingerostete Beziehungen wieder flott zu machen. Wegener musste sich eingestehen, dass er für seine Gudrun schon sehr, sehr weit ginge ...

Eine 08/15-Ehe hatte Gudrun mit seinem jüngeren Bruder Theo nicht geführt. Er war der Boss jener Firma gewesen, in der Gudrun als Sekretärin eine von siebzig Angestellten gewesen war. Und der Boss hatte unter den Mitarbeiterinnen als uneinnehmbare Festung gegolten, was seinen Reiz nur noch erhöht hatte. Trotz seiner spröden, ja geradezu uncharmanten Art, zog er mehr weibliches Interesse auf sich, als ihm lieb war. Er liess alle Interessentinnen ins Leere laufen – bis Gudrun auf der Bildfläche erschien und ihn in den Hafen der Ehe lotste – was sie allerdings schon wenige Jahre später

bereute. Elmar könnte Bücher mit dem füllen, was Gudrun alles an ihrer Ehe bemängelt hatte. Elmars Bruder hatte nicht nur eine spröde und uncharmante Schale, sondern auch einen solchen Kern. Sein Interesse galt dem Geschäft, das er mit klaren Vorstellungen leitete. Gudrun war zuständig für das häusliche Leben – Haushaltführung, Personal, Garten, Einladungen, Konzert- und Theaterbesuche, Reisen etc. Dieses Pensum hatte sie wie eine Angestellte exakt nach seinen Vorgaben zu erfüllen. Wenn sie daneben hin und wieder das Bedürfnis nach etwas eigenem wie einem kleinen Buchladen oder einem Catering-Service hatte, so verstand Theo es ausgezeichnet, diese Ideen mit herablassenden Kommentaren und Geringschätzung kleinzureden und schon im Keim zu ersticken. Wozu brauchte sie ein eigenes Einkommen? Er verdiente ja schon allein viel mehr, als sie ausgeben konnten. Und Arbeit gab es in der grossen Villa am Sonnenberg doch wohl genug. Schon nur die Beaufsichtigung des Personals, die Pflege der Kontakte mit den Frauen der Geschäftsfreunde, die zahlreichen Anschaffungen, wie ein Leben auf so hohem gesellschaftlichem Niveau sie nun mal erforderte, der Unterhalt der Liegenschaft, die Organisation standesgemässer Reisen etc. war fast mehr, als eine Frau allein schaffen konnte. Kinder hatten in einem solchen Dasein genauso wenig Platz wie Haustiere. Theo war bei der Hochzeit fünfzig, siebenzehn Jahre älter als seine Frau.

Theo war weniger aus Leidenschaft als aus Prinzip eifersüchtig. Ehe war schliesslich Ehe. Es gab null Toleranz für Abweichungen, denn diese stellten einen klaren Vertragsbruch dar, was für ihn als Anwalt natürlich absolut inakzeptabel war. Dabei gab ihm seine Frau wenig Anlass zur Eifersucht. Die kleine, rundliche Gudrun war trotz ihrer roten Mähne keine Frau, nach der die Männer sich auf der Strasse umdrehten. Sie war auch keine, die bei jeder Gelegenheit mit anderen flirtete. Dass es so weit kam, dass sie Theo mit seinem älteren Bruder betrog, war zum grössten Teil Theos Schuld und nur zum kleineren Elmars Verdienst. Dieser war einfach zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen. Auch das hatte Gudrun ihm in ihrem letzten Brief deutlich gemacht.

Elmar stand vom Stuhl am Fenster auf und verzog das Gesicht. Es war nicht nur bitter, die letzten fünfzehn Jahre mit Gudrun unter diesem Blickwinkel zu betrachten. Es schien ihm auch nicht wahr.

Tatsächlich war Theo von Anbeginn ihrer Affäre – Elmar hasste dieses Wort, soweit es Gudrun und ihn betraf – unangenehm präsent gewesen. Denn ihre heimlichen Treffen mussten sich nach Theos Geschäftsreisen richten. Es war ihre grösste Sorge, Theo könnte dahinterkommen. Und das hätte fraglos den endgültigen Bruch Theos mit allen Beteiligten bedeutet – einen Familienskandal erster Güte. Inge, Elmars Frau, war kein Problem gewesen. Als

Kulturanthropologin hatte sie die Ausprägungen menschlichen Zusammenlebens und ihre Varietäten schon aus der beruflichen Perspektive gekannt. Mit ihr hätte man im Ernstfall reden können. Sie neigte ganz und gar nicht zur Eifersucht. Elmar hatte ihr oft recht fadenscheinige Gründe für seine plötzlichen Reisen aufgetischt. Nie war ein Wort des Zweifels über ihre Lippen gekommen. Elmar hatte sie vielmehr im Verdacht gehabt, es mit der ehelichen Treue auf ihren Kongressen selber nicht allzu genau zu nehmen. Inge war eine sehr attraktive Frau gewesen – blond, gross, schlank, sportlich mit einem herben, schönen Gesicht. Trotz ihrer Ehe mit ihm war sie dem Wesen nach ungebunden gewesen. Er hatte jedenfalls nie den Eindruck gehabt, dass es ihr besonders viel bedeutete, gerade mit ihm verheiratet zu sein. Sie war zufrieden mit ihm. Aber sie wäre wahrscheinlich mit jedem zufrieden gewesen, der ihr den nötigen Freiraum liess.

Elmar ging ins Schlafzimmer, zog sich an und überlegte, was er als erstes tun wollte. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr. Kurz vor eins musste er Minder am Bahnhof abholen. Wenn er damals gewusst hätte, was er jetzt wusste, hätte er Minder nicht nach Wiesbaden eingeladen; jedenfalls nicht heute. Er hatte sich vorgestellt, wie er zusammen mit Gudrun jene Bilder auswählen würde, die sie einem Kunsthändler anbieten wollten. Es war abgemacht gewesen, dass sie das kurz nach Neujahr an die Hand nehmen wollten. Theo hatte nämlich Kunst gesammelt. Leider deckte sich sein Geschmack nur in Ausnahmefällen mit jenem Gudruns. Da sie aber nichts von Malerei verstand, hatte sie gemeint, Elmars Anwesenheit könnte hilfreich sein. Anschliessend hätten sie mit Minder einen Stadtbummel unternehmen und im Café Maldaner ein Kännchen Kaffee trinken und ein Stück Torte essen können. Gudrun mochte Minder. Dieser appellierte mit seiner Unbeholfenheit an ihren Mutterinstinkt. Doch dieser schöne Plan war nun futsch. Minder kam natürlich trotzdem und musste eineinhalb Tage und einen Abend lang anständig unterhalten werden.

Auf einmal kam Wegener ein Gedanke. Er zückte sein Smartphone, suchte im Internet die Nummer des Tourismusbüros am Marktplatz heraus, rief an und bekam nach vielem Betteln und Bitten endlich eine provisorische Zusage für morgen. Sie werde ihr Bestes tun, müsse aber noch Rücksprache mit Frau Dr. Linnemann nehmen, sagte die Dame am andern Ende der Leitung.

Elmar Wegeners Laune besserte sich ein wenig. Er rieb sich die Hände. Jetzt hatte er wenigstens eine gelungene Überraschung für Minder in Aussicht.

Herr Minder schrak kurz nach Mannheim aus dem Schlaf auf. Desorientiert blickte er sich um. Automatisch fuhr seine Hand an die Brust, wo sich unter seinem Pulli – an einer Schnur befestigt, die um seinem Hals hing – ein Portefeuille befand, das nebst der Kreditkarte und dem Pass Euro in Scheinen und Münzen enthielt. Es war noch da. Auch seine Tasche auf der Ablage war nicht gestohlen worden. Er nahm sie herunter und entnahm ihr eine Flasche Mineralwasser und einen Becher. Seit Lis, seine Tochter, und die beiden Enkel im Teenageralter, Nadine und Joël, über Weihnachten aus den USA nach Laupen gekommen waren und ihn eine Woche lang besucht hatten, achtete er darauf viel Wasser zu trinken. Lis war Krankenschwester. Und sie hatte aus dieser Sicht einiges auszusetzen gehabt: sein Übergewicht, seine Ernährung und sein zu geringer Wasserkonsum. «Du kannst Wasser nicht nur in Form von Kaffee und beim Zähneputzen zu dir nehmen. Stell in Zukunft am Morgen eine Eineinhalbliter-Flasche Wasser auf den Küchentisch. Damit du daran denkst. Im Alter lässt das Durstgefühl nach, deshalb musst du dich dazu zwingen», hatte sie ihn angewiesen.

Normalerweise trank er natürlich wesentlich mehr als in jener Woche. Aber er hatte damals konsequent kein Bier angerührt, weil er wusste, dass Lis auch das gerügt hätte. Also war nur noch Kaffee übrig geblieben und hie und da ein Gläschen Wein mit seiner Tochter, wobei sie strikt darauf geachtet hatte, dass es bei einem Glas blieb. Von den beiden Teenies hatte er nicht viel gehabt. Sie chatteten trotz Zeitverschiebung nonstop mit ihren Freunden in Amerika und fühlten sich in der nur provisorisch für vier Personen eingerichteten Wohnung am Bärenplatz 19 nicht wohl. Er hatte jedenfalls keinen rechten Draht zu ihnen gefunden. Nicht einmal mehr Prinz vermochte sie aus der Reserve zu locken. Nadine war siebzehn und Joël dreizehn. «Eine junge Dame und ein junger Mann», hatte Herr Minder aus lauter Verlegenheit gemeint. Sie hatten zwar nichts darauf gesagt, ihn aber irgendwie mitleidig angeschaut. Definitiv verdorben hatte er es mit ihnen durch seine Fragen nach der Schule, wie es denn so gehe, ob sie immer schön fleissig seien und so weiter. Nadine hatte auch jetzt geschwiegen, Joël hatte dagegen die Augen verdreht und gesagt, er habe jetzt Ferien und ob man nicht über etwas anderes als die Schule sprechen könne. Herr Minder hatte immer mehr den Eindruck gewonnen, dass er den beiden auf den Wecker ging und sie gar nicht freiwillig hier waren, sondern zu diesem Besuch verdonnert worden waren. Auch auf den Ausflügen, die sie unternahmen, war keine Begeisterung aufgekommen. Lis erklärte das Verhalten ihrer Kinder mit Nadines erstem richtigem Freund, den sie wegen der Reise in die Schweiz eine ganze Woche lang nicht sehen konnte, und Joëls schwierigem Alter. Bei ihrer Abreise war Herr Minder erleichtert gewesen. Lis schien der Abschied dieses

Mal schwerer zu fallen als ihm. Vor der Sicherheitskontrolle am Flughafen Zürich hatte sie ihn wieder und wieder umarmt und ermahnt, gut auf sich aufzupassen – und genug zu trinken.

Als Herr Minder die Tasche mitsamt Flasche und Becher wieder auf die Gepäckablage wuchtete, wurde die baldige Ankunft des Zuges in Frankfurt angekündigt.

Was mochte das sein? Ein genmutierter Hase mit vier Ohren? Oder ein Indianerkopf mit Federschmuck vor einem Atompilz? Elmar Wegener, dem Kunst nicht viel sagte, schritt in Theos Salon die Gemälde ab. Auf den meisten wusste er nur die Signatur zu deuten. Gudrun hatte ihm in ihrem Brief mitgeteilt, er könne jene Bilder, die ihm gefielen, behalten und alle anderen dem Kunsthändler überlassen. Doch die Auswahl war schwierig. Er hatte schon erwogen, statt der Bilder die Rahmen als Auswahlkriterium zu nehmen. Nun hängte er ein Bild nach dem anderen ab und stellte es vor eine leere Wand, um alle unter den gleichen Bedingungen zu beurteilen. Das war zwar ein naturwissenschaftlicher Ansatz und kein kunstkritischer, aber schliesslich hatte er vierzig Jahre lang jungen Leuten Chemie gelehrt.

Schon als er das dritte Bild herunternahm, geschah es. Kaum berührte der Rahmen die Wand nicht mehr, segelte ein Papier zu Boden. Es musste sich auf der Rückseite des Bildes befunden haben und war wohl vor einiger Zeit dort versteckt worden. Es handelte sich um eine zusammengefaltete, leicht vergilbte Seite aus dem Wiesbadener Kurier. Sie datierte vom Oktober – vor fünfzehn Jahren. Wegener schwante Böses, als er das Papier entfaltete. Sein Blick fiel auf die erwartete Schlagzeile: «Brutaler Überfall auf dem Neroberg!» Wütend zerknüllte er die Seite. Allein die Tatsache, dass Gudrun diesen Artikel aufgehoben hatte, empörte ihn! Wozu in aller Welt? Hatten sie damals nicht abgemacht, die Sache zu vergessen? Er ging zielsicher mit langen Schritten in die Küche, wo sich der einzige Mülleimer im ganzen Haus befand, suchte in den Schubladen nach einem Feuerzeug, zündete das Papier an und warf es brennend in den Mülleimer. Er hatte diese Geschichte natürlich nie vergessen – wer könnte das? Aber er hatte sie in einen fernen Hinterhof seines Gedächtnisses verbannt. Und nun erwachte sein schlechtes Gewissen von neuem ...

In diesem Moment teilte sein Handy ihm mit, dass er losmusste, um Minder am Bahnhof abzuholen.

Eine Stunde später sassen Herr Minder und Dr. Wegener im Restaurant Orangerie des Nobelhotels Nassauer Hof am Kaiser-Friedrich-Platz unweit

der prächtigen Wilhelmstrasse, mitten in der Weltkurstadt Wiesbaden. Was Minder an Wiesbaden als Erstes auffiel, war der fehlende Schnee: obwohl Wiesbaden nördlicher lag als Laupen, hatte es überhaupt keinen Schnee. Als zweites hatten ihn die prächtigen historischen Bauten und die gut gekleideten Menschen beeindruckt und auch ein wenig eingeschüchtert. In der Orangerie, dem Restaurant, das Wegener für das Mittagessen ausgewählt hatte, kamen diese beiden Elemente besonders konzentriert zusammen. Die Orangerie war ein eingeschossiger, runder Anbau mit hohen Bogenfenstern, die auf den Kaiser-Friedrich-Platz mit dem Denkmal und auf die breite Chaussee der Wilhelmstrasse hinausgingen, auf deren anderer Seite das mondäne Areal des Kurhauses mit den beiden Springbrunnen und den weissen Arkaden lag. Und als ob das noch nicht genügt hätte, um gehörig Eindruck zu machen, grenzte direkt an diese Arkaden das hessische Staatstheater, dessen Front im klassizistischen Stil über den so genannten Warmen Damm blickte, einen grossen Park mit einem kleinen See.

Vor dieser Kulisse, mitten im Herzen der hessischen Landeshauptstadt, assen Herr Minder und Dr. Wegener das Orangerie-Mittagsmenü, beziehungsweise Wegeners vegetarisch abgewandelte Version davon. Anstelle einer Dorade wurde ein Linsen-Tofu-Burger an einem Granatapfel-Kräuter-dressing serviert. Dazu gab es Vichy-Karotten und Tagliatelle. Herr Minder war nach der langen Fahrt so hungrig, dass er nicht einmal der Form halber gegen das Nobeletablisement protestiert hatte. Ausserdem lag sein Hotel an der Spiegelgasse, zu Fuss keine zwei Minuten vom Nassauer Hof entfernt. Nachdem der Kellner zum zweiten Mal Rotwein nachgeschenkt hatte, und die Gemeinplätze abgehakt waren, kam Herr Minder auf Marlies Mäuslis Ableben zu sprechen. Er erzählte alles, was er von Kari erfahren hatte. Normalerweise war Wegener hell begeistert von Mord und Todschatz. Heute nicht. Im Gegenteil: er wirkte bestürzt, legte das Besteck auf den Teller und schob ihn von sich, obwohl er von der ohnehin nicht grossen Portion nur gut die Hälfte gegessen hatte.

Er tupfte sich den Mund mit der gestärkten Stoffserviette ab. «Marlies war meine Reinemachefrau! Ich habe sie gestern noch gesehen! Sie war bei mir, hat geputzt und die Wäsche abgeholt. Alles wie immer. Was soll ich sagen?!»

«Kari hat es mir vorhin am Telefon erzählt. Aber ob er alles richtig verstanden hat, kann ich natürlich nicht sagen. Ich war ja schon im Zug nach Basel», erwiderte Minder.

Wegener zog den Teller wieder zu sich, ergriff das Besteck und nahm einen Bissen. Dazu sagte er in väterlichem Ton: «Marlies war ein braves Mädchen. Eine gute Seele. Auch ein wenig, wie soll ich sagen, speziell. Männer waren

bei ihr gar nicht gut angeschrieben.» Dann trank er einen Schluck Wein und fragte schon fast beiläufig: «Hat man Marlies' Sohn, diesen Versager, schon verhaftet?»

Herr Minder lud eine Portion Linsensburger auf die Gabel und sagte: «Soweit ich im Bild bin – nein. Ich nehme an, die Ermittlungen haben erst begonnen.»

«Diesen Ralf sollte die Polizei sich auf jeden Fall genauer anschauen. Ein Früchtchen. Jede Wette, der war's?», fuhr Wegener fort, als hätte Minder nichts gesagt.

«Kennen Sie ihn?»

«Nicht persönlich», gab Wegener kauend zu, «aber Marlies hat mir genug über ihn erzählt.» Er nahm einen Schluck und erklärte: «Der Bursche sieht sich als Unternehmer. Dabei hat er bisher alles in den Sand gesetzt, was er je unternommen hat. Das Wasser stand ihm mehr als einmal bis zum Hals. Er schuldet der halben Welt Geld. Wenn gar nichts mehr ging, bettelte er jeweils Marlies an. Ich habe zwar keine Ratschläge erteilen wollen, ihr aber geraten, dem Kerl nichts zu geben.»

Herr Minder schnitt eine der drei kleinen Vichy-Karotten in noch kleinere Stücke, runzelte nachdenklich die Stirn und sagte schliesslich: «Aber warum in der Waschküche? Hätte das Treffen mit dem Sohn tatsächlich im Keller stattgefunden?» Er blickte Wegener zweifelnd an. «Laut Kari hat Frau Mäusli ausserdem ein riesiges Fleischmesser in der Hand gehalten», schob er nach.

«Sie war bewaffnet?!», rief Wegener, schob den Stuhl vom Tisch zurück und gestikuliert dazu mit Messer und Gabel. Der Kellner fühlte sich bemüsst, lautlos an ihren Tisch zu kommen und den restlichen Wein einzuschenken. Wegener orderte eine weitere Flasche. «Dann hatte sie also Angst oder war auf einen Kampf vorbereitet. Interessant, aber auch seltsam», meinte er dann.

«Wieso?», fragte Herr Minder und drehte eine der Nudeln auf die Gabel. Es waren so wenige davon auf dem Teller, dass er sich jeder einzeln widmete.

«Ich stelle mir nur gerade vor, wie es abgelaufen sein könnte», begann Wegener, tupfte sich erneut den Mund ab und fuhr fort. «Es ist nicht anzunehmen, dass das Fleischmesser in der Waschküche herumlag. Sie muss es aus der Küche geholt haben, bevor sie in den Keller ging. Ergo hat sie sich bedroht gefühlt. Man weiss nicht zufällig, wann es passiert ist?»

Herr Minder versuchte sich zu erinnern, ob Kari etwas über den Zeitpunkt der Tat gesagt hatte. «Marlies hat einen Pyjama getragen», erklärte er und legte das Besteck ordentlich auf den leeren Teller.

«In der Nacht also. Marlies muss ja schon vor vier aus den Federn, um die

Zeitungen zu verteilen. In der Nacht ist es doch gewöhnlich mucksmäuschenstill in diesem Quartier. Wenn es ein Fremder gewesen wäre, hätte sie bestimmt geschrien. Die nächsten Nachbarn sind höchstens zwanzig Meter entfernt. Hätte man da nicht Schreie hören müssen?»

Herr Minder nickte.

Wegener legte sein Besteck ebenfalls auf den Teller und fuhr geheimnisräuberisch flüsternd fort: «Sie hat nicht geschrien, weil sie den Angriff von der Person, die vor ihr stand, nicht erwartet hat. Das bedeutet, sie hat wohl gemeint, Einbrecher seien im Haus. Daher das Messer. Aber es waren keine Einbrecher, sondern jemand, den sie kannte.» Er nahm einen Schluck Wein, lehnte sich zurück und schaute Minder zufrieden an wie ein Kater, der gerade eine Maus verspeist hatte. «Und so lande ich schon wieder bei Ralf. Eine Erbschaft wäre nicht zum ersten Mal das Motiv für einen Mord.»

«Ja, schon», gab Herr Minder zu. «Aber warum ist er mitten in der Nacht offenbar klammheimlich in die Waschküche seiner Mutter eingebrochen? Die Scheibe der Kellertüre war nämlich eingeschlagen.»

Wegener nickte und gab damit zu verstehen, dass das tatsächlich ein Knackpunkt sei, aber nicht unlösbar. Denn es sei natürlich möglich, dass Ralf seine Mutter nicht im Streit getötet habe, sondern in der Absicht gekommen war, sie im Schlaf zu überraschen und zu ermorden.

«Mit einer Schneeschaufel?», wandte Herr Minder ein. «Wäre sie dann nicht erschossen oder erstochen worden? Er wäre doch nicht ohne Waffe gekommen.»

Wegener hob schelmisch eine Augenbraue: «Minder, Sie stellen sich heute aber begriffsstutzig an. Es hätte natürlich zu Ralfs Plan gehört, Marlies im Schlaf zu ersticken oder zu erwürgen. Dazu hätte er keine Waffe gebraucht. Oder er könnte vorgehabt haben, im Hinaufgehen aus der Küche ein Messer zu holen. Aber nun ist ihm seine Mutter leider wach und noch dazu bewaffnet bereits in der Waschküche begegnet. Da hat er die Nerven verloren und sie mit der Schneeschaufel, die wohl dort stand, erschlagen.»

Herr Minder blieb skeptisch. Deshalb brachte er Karis Behauptung ins Spiel.

«Ein Katzenfreund also?», grinste Wegener offensichtlich amüsiert über diesen unerwartet einfältigen Verdacht. «Damit zählt mindestens halb Laupen zum Kreis der Verdächtigen. Eine Menge Arbeit für die Polizei.» Herr Minder räusperte sich. «Kari hat eine konkrete Verdächtige im Auge: Frau Höpfner, Marlies Mäuslis Nachbarin. Mäusli soll angeblich Höpfners Katze tagelang eingesperrt haben.»

Wegener wirkte noch eine Spur belustigter. «Mein lieber Minder, das ist aber nicht Ihr Ernst! Deswegen bringt man doch niemanden um. Nicht mal

die Moni Höpfner wäre zu so was fähig.»

«Kennen Sie sie?»

«Na ja, kennen ist zu viel gesagt. Wir hatten ein paar gemeinsame Theaterproben. Die Geschichte mit ihrer eingesperrten Katze und der vogelnährischen Nachbarin hat sie jedenfalls schon zum Besten gegeben. Aber auf die spassige Art, total locker. Kein bisschen nachtragend. Alle haben gelacht.»

«Dann hat es mit dem Theater also geklappt?», fragte Herr Minder, der wusste, dass man Wegener für eine Rolle in der jährlichen Eigenproduktion des Laupener Kellertheaters in Betracht gezogen hatte.

Wegener legte gespielt bedeutungsschwer die Hand auf seine Brust und scherzte: «Aber sicher. Schauspielern liegt mir im Blut.»

«Und Frau Höpfner macht auch mit?»

«Genau, sie spielt Gastmann, den gesetzlosen Widersacher des Kommissars Bärlach.»

«Aha. Also wird <Der Richter und sein Henker> aufgeführt?», fragte Herr Minder. Er hatte Dürrenmatts Krimiklassiker schon in der Schul- und Gemeindebibliothek ausgeliehen – und auch gelesen.

«Und Sie?», fragte er Wegener. «Kommissar Bärlach?»

«Wo denken Sie hin?», winkte Wegener ab. «So grandios ist mein schauspielerisches Können nun auch wieder nicht. Ich bin der Erzähler. Mit Unterstützung des Regieassistenten hätte es mir beinahe für Gastmann gereicht, aber die Regisseurin wollte unbedingt die Moni Höpfner für diese Rolle, weil sie mit ihrer tiefen, rauchigen Stimme und als Frau genau die Ambivalenz Gastmanns verkörpere.» Zu den letzten Worten deutete er ein Augenrollen an, um zu zeigen, wie gesucht er das fand. «Na ja, ich will mich nicht beklagen. Ist für einen Neuling wie mich schon toll, überhaupt eine so grosse Rolle zu bekommen.»

Dann seufzte er. «Können Sie sich vorstellen, wie viel Text ich auswendig lernen muss? Der helle Wahnsinn. Und all die Einsätze, die man nicht verpassen darf.» Es folgte noch ein Seufzer.

«Und schauspielern müssen Sie ja auch», ergänzte Herr Minder.

«Ach, das ist zum Glück kaum der Rede wert. Das Stück soll eine Art szenische Lesung sein. Wichtig ist nur die Stimme.»

Minder blickte ihn fragend an. Wegener grinste. «Ein bisschen experimentell das Ganze.»

Da Herr Minder nicht noch weiter vom eigentlichen Gesprächsthema, dem Mord an Marlies Mäusli, abkommen wollte, fragte er: «Welchen Eindruck haben Sie von Frau Höpfner?»

Wegener überlegte kurz und sagte: «Dass sie jemand ist, der sich durchsetzen kann. Die könnte ganz sicher ihre Nachbarin zum Schweigen bringen,

ohne ihr die Schneeschaukel um die Ohren zu hauen. Und sie ist eine attraktive Frau, die ihre Wirkung auf die Männer kennt und es liebt, sie hin und wieder zu testen.»

Herr Minder sagte nur «Aha», dachte aber «So eine also».

Wegener bestellte für beide Kaffee und strahlte Minder an. «Kommen Sie doch übermorgen Abend an die nächste Probe. Dann können Sie sich selber ein Bild von ihr machen. Was halten Sie davon?»

Nichts, hätte Herr Minder am liebsten gesagt. Doch das traute er sich nicht. Er druckste ein wenig herum: «Ja, also, ich muss noch schauen, ob ich überhaupt Zeit habe.»

«Minder!», rief Wegener, «haben Sie was am Laufen? Und wieso weiss ich noch nichts davon?»

Herr Minder schüttelte energisch den Kopf.

«Kommen Sie schon», drängte Wegener grinsend. «Da ist doch was.»

«Nein, wirklich nicht», beteuerte Herr Minder wahrheitsgemäss. Er wusste genau, wonach Wegener stocherte: es ging um seine Schwärmerei für Carla. Doch die war jetzt noch hypothetischer, seit Carla für eine Studienreise von unbestimmter Dauer nach Italien gereist war, angeblich um die unverfälschte italienische Küche kennenzulernen. Carla Schmiad war bei der Kantonspolizei gewesen, als Herr Minder sie vor einigen Jahren im Zusammenhang mit einem Tötungsdelikt in Laupen getroffen hatte. Inzwischen war sie frühpensioniert und hatte in Bümpliz eine Beiz aufgemacht, die italienische Spezialitäten anbot. Und zwar nicht nur Spaghetti und Pizza. Deshalb weilte sie eben momentan zur kulinarischen Weiterbildung in Italien. Ein dummer Zeitpunkt, denn Herr Minder hatte kurz vor ihrer Abreise den Eindruck gehabt, sie beginne sein echtes, aber auch diskretes Interesse an ihr zu erwidern. Doch dann hatte sie ihm weder ihre Route noch die Dauer der Reise mitgeteilt. Er mochte das alles aber nicht hier vor Wegener ausbreiten. Deshalb tat er so, als dächte er nochmals ganz scharf nach, und sagte dann kurzentschlossen: «Doch, Donnerstagabend passt.»

Obwohl sie die zweite Flasche nicht ganz geleert hatten, war er vom Wein angenehm schläfrig. Wegener musste es ähnlich gegangen sein. Jedenfalls hatten sie sich erst wieder für einen abendlichen Imbiss im Rathauskeller verabredet, wo ihn laut Wegener herrliches Bier und eine urige Atmosphäre erwartete. Nach dem Einchecken im Town-Hotel hatte der Rezeptionist, ein rosiger Mann, dem zu allem ein flotter Spruch einfiel, Minder die Maxibar in der Lobby erklärt. Bei dieser handelte es sich um einen überdimensionierten Kühlschranks, der den kleinen Empfangsraum, der schon mit zwei Hotelgästen und ihrem Gepäck übervoll war, zur Hälfte füllte. Die Maxibar enthielt nicht nur Getränke, sondern auch Chips und Nüsse in allen Variationen.

Minder erstand eine Flasche Mineralwasser und zwei Packungen Chips, die er sich auf dem Bett von Zimmer 211 gönnte. Um drei schnachte er satt und selig.

Wegener holte ihn pünktlich um sechs beim Hotel ab. Gemeinsam schlenderten sie durch das abendliche Wiesbaden, das künstlich beleuchtet einen noch eleganteren Eindruck machte als am Tag. Das Neue Rathaus, ein grosses, altertümliches Gebäude, in dem sich der Rathauskeller befand, lag am Marktplatz direkt neben der backsteinroten Marktkirche und gleich gegenüber des Stadtschlosses, in dem der Hessische Landtag zusammenkam. Herr Minder hatte von Wegener einen ausführlichen Vortrag über all diese wichtig aussehenden Gebäude erwartet. Doch Wegener beachtete sie kaum. Nur hie und da liess er einen Namen oder eine Jahreszahl fallen. Wichtigeres brannte ihm unter den Nägeln. Er hatte nämlich kurz vorher mit Josef Schindler, seinem Nachbarn in Laupen, telefoniert. Dieser war durch seine Frau Anni meistens gut auf dem Laufenden über den Laupener Tratsch. Von Josef hatte Wegener erfahren, dass das halbe Quartier rund um Marlies Mäuslis Haus abgesperrt gewesen war. Auch der hintere Teil der Gartenstrasse und die Schützenstrasse zwischen Bahnweg und Gartenstrasse waren bis Mittag gesperrt gewesen. Anni hatte angeblich gesehen, wie die Leute von der Spurensicherung das Feld, das an die Rückseite von Marlies Mäuslis Grundstück stiess, genau unter die Lupe nahmen. Blut- und Fussspuren hätten bis zur Schützenstrasse verfolgt werden können. Dort habe der Mörder wohl ein Fahrzeug abgestellt gehabt. Anni hatte sogar behauptet, ein Zeuge habe auf dem Heimweg einen hellen Audi oder BMW bemerkt, der sonst nicht dort stehe. Aber da dem Trottoir entlang meistens ein paar Autos stünden, müsse das nicht unbedingt etwas heissen.

«Tja», meinte Wegener, hielt Minder die Türe auf und stieg hinter ihm die Treppe zum Rathauskeller hinunter. «Und helle BMWs und Audis gibt's wie Sand am Meer. Meiner könnte glatt auch als hell durchgehen, stimmt's?» Er lachte.

Wegener hatte nicht zu viel versprochen. Der Keller war urig, mit Kreuzgratgewölben, die auf gedrungenen Säulen mit akanthusverzierten Kapitellen ruhten, mit schweren Tischen und Stühlen aus dunklem Holz und Sitznischen, wo man eine bierselige Runde unter Freunden schmeissen konnte. Nur vereinzelt sassan Gäste an einem der Tische, so dass sie problemlos einen guten Platz ergatterten.

«Das Essen ist nicht so toll hier. Aber das Bier», erklärte Wegener. «Am besten ernähren wir uns flüssig und schieben ein paar Pommes nach.»

So wurde es auch gemacht. Gegessen wurde von Hand. Das sei so üblich,